

---

# Das Unbewusste und die Geschichtsarbeit

---

Thomas Walach

# Das Unbewusste und die Geschichtsarbeit

Theorie und Methode einer  
öffentlichen Geschichte

 Springer VS

Thomas Walach  
Universität Wien  
Wien, Österreich

ISBN 978-3-658-24891-8      ISBN 978-3-658-24892-5 (eBook)  
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-24892-5>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

---

# Einleitung

Rückblickend betrachtet gab der Morgen des 9. November 2016 den Anstoß zur Entstehung dieses Buches. Ich war in der Nacht zuvor in der Gewissheit zu Bett gegangen, dass Hillary Clinton den Herbsttag, der gerade über Amerika heraufdämmerte, als President-elect der USA beenden würde. Sie war nicht meine Wunschkandidatin, erschien mir aber jedenfalls als das deutlich kleinere Übel im Vergleich zu ihrem Gegner Donald Trump. Dass ein notorischer Angeber, der sich brüstete, gewohnheitsmäßig Frauen sexuell zu belästigen<sup>1</sup> und damit prahlte, er könne auf offener Straße einen Mord begehen, ohne einen einzigen Wähler zu verlieren<sup>2</sup>, der 45. Präsident der USA werden könnte, wäre mir nicht im Traum eingefallen. Die Rede ist schließlich von einem Mann, der seine Anhänger öffentlich angestachelt hatte, aus Gegendemonstranten „die Scheiße rauszuprügeln“<sup>3</sup> und der ernsthaft die Ansicht geäußert hatte, man könne in anderthalb Stunden alles über Atomwaffen und ihren Einsatz lernen, was es darüber zu wissen gebe.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup>Vgl. <https://www.nytimes.com/2016/10/08/us/donald-trump-tape-transcript.html>, zuletzt aufgerufen am 21.05.2018.

<sup>2</sup>Vgl. <https://www.cnn.com/2016/01/23/politics/donald-trump-shoot-somebody-support/index.html>, zuletzt aufgerufen am 21.05.2018.

<sup>3</sup>Vgl. Nolan D. McCaskill, Trump urges crowd to ‚knock the crap out of‘ anyone with tomatoes‘, in: „Politico“, 01.02.2016. Online verfügbar unter: <https://www.politico.com/blogs/iowa-caucus-2016-live-updates/2016/02/donald-trump-iowa-rally-tomatoes-218546>, zuletzt aufgerufen am 21.05.2018.

<sup>4</sup>Vgl. Lois Romano, Donald Trump, Holding All the Cards The Tower! The Team! The Money! The Future!, in: „Washington Post“, 15.11.1984. Online verfügbar unter: [https://www.washingtonpost.com/archive/lifestyle/1984/11/15/donald-trump-holding-all-the-cards-the-tower-the-team-the-money-the-future/8be79254-7793-4812-a153-f2b88e81fa54/?utm\\_term=.d960373d3c70](https://www.washingtonpost.com/archive/lifestyle/1984/11/15/donald-trump-holding-all-the-cards-the-tower-the-team-the-money-the-future/8be79254-7793-4812-a153-f2b88e81fa54/?utm_term=.d960373d3c70), zuletzt aufgerufen am 21.05.2018.

Anstatt die Berichterstattung über ein Rennen zu verfolgen, über dessen Ausgang ich nicht den geringsten Zweifel hegte, ging ich zu Bett. Ich sollte ein böses Erwachen erleben.

Dabei hatte es genügend Hinweise gegeben – die Lage der liberalen Demokratie in Europa zum Beispiel. Die zunehmende Erosion gesellschaftlichen Konsenses und damit der nach dem Ende des zweiten Weltkriegs etablierten politischen Landschaft war längst unübersehbar geworden. Parteien, die Rassismus, Antisemitismus und eine Vorliebe für autokratische Staatsformen offen vor sich her trugen, oder außer inhaltsleeren Versatzstücken populistischer Rhetorik gar kein politische Programm zu haben schienen, standen hoch in der Wählergunst – das heißt, in der Gunst der vergleichsweise Wenigen, die aus verschiedenen Gründen überhaupt noch gewillt waren, an Wahlen teilzunehmen.

Als Historiker hätte mich vielleicht auch Trumps Slogan „Make America Great Again“ stutzig machen müssen. Dieser 36 Jahre alte Wahlspruch, den schon Ronald Reagan verwendet hatte<sup>5</sup>, passte so gut zu einem der klassischen Topoi geschichtlicher Narrative, nämlich dem von Dekadenz und Fall von Imperien, dass ich ihn als historisches Klischee abgetan hatte. Eine vage geschichtspolitische Emotionalisierung, wie sie in diesem Slogan zum Ausdruck kam, könnte bestenfalls einen kleinen Teil der Wähler ansprechen, niemals aber – so dachte ich – genügend Überzeugungskraft entwickeln, um eine absolute Mehrheit (und sei es auch an Wahlmännerstimmen) zu gewinnen. Dabei erwies sich gerade die Verknüpfung der Appellation an das historische Unbewusste mit politischem Handeln als entscheidender Faktor dieser und vieler anderer Wahlentscheidungen.

Eine These dieses Buches lautet, dass die gegenwärtige missliche Lage liberaler Demokratien in Europa, insbesondere Deutschlands und Österreichs, die unter anderem durch (im historischen Vergleich) niedrige Wahlbeteiligung, den Niedergang der Sozialdemokratie sowie den Aufstieg rechter und extrem rechter Kräfte und neoautoritärer Strömungen gekennzeichnet ist, mit dem Niedergang des Historismus und einer darauf folgenden Krise der Geschichtswissenschaft zu tun hat. Eine wesentliche Ursache dieser Krise ist das mangelnde Vermögen nach-historistischer Geschichtswissenschaft, Narrative zur Verfügung zu stellen, die anschlussfähig für die Prozesse des kollektiven historischen Unbewussten sind. Das hat Konsequenzen für die historische Identität jedes Einzelnen.

---

<sup>5</sup>Donald Trump wäre nicht Donald Trump, würde nicht behaupten, das sei ein sehr guter Slogan „which I came up with“ (zit. n. Michael Kranish/Marc Fischer, *Trump Revealed. The Definitive Biography of the 45th President*, New York 2016, S. 4.).

Geschichtspolitik ist stets Identitätspolitik, denn subjektive Identitäten sind nicht zuletzt Resultat von Einstellungen zu Kollektiven und der Zugehörigkeit zu ihnen. Diese oft unbewussten Haltungen und Wünsche verdichten sich in bestimmten historisch besetzten Objekten oder Narrativen. So trugen zum Beispiel während der israelischen Besetzung des Gazastreifens viele seiner Bewohner kleine Steine bei sich, die in den Farben der palästinensischen Flagge bemalt waren. Wenn sie einen Stein berührten, sollte er sie an ihre ererbte nationale Identität erinnern. Vamik Volkan, der als psychoanalytisch geschulter Vermittler für die UNO tätig war, berichtete von einem Erlebnis, das die Bedeutung der Steine illustriert: „Solange ich das hier bei mir trage“, rief ein palästinensischer Verhandler seinem israelischen Gegenüber bei einem Treffen im Jahr 1984 zu, während er nach einem solchen Stein in seiner Tasche tastete, „könnt ihr mir meine Identität nicht wegnehmen.“<sup>6</sup> Es ist wichtig für Historiker zu verstehen, dass Geschichte nicht allein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung ist, sondern für die Mitglieder sozialer Gruppen eine ähnliche Funktion erfüllt wie die Steine in den Taschen der Palästinenser. Als narrative Konstruktion von kollektiv geteilter Vergangenheit erzeugt die Geschichte Identität.

Das Argument der politisch-gesellschaftlichen Bedeutung historischer Identität fasste ausgerechnet deren erbittertester Gegner Jürgen Habermas mit brillanter analytischer Klarheit zusammen: „Ohne vitale Erinnerung an die unter Denkverbot geratene nationale Geschichte kann sich ein positives Selbstbild nicht herstellen. Ohne kollektive Identität schwinden die Kräfte der sozialen Integration. Auf einer schmäler werdenden Konsensgrundlage verschärft sich dann der Pluralismus der Werte und Interessen, zerstört nach innen den Frieden und nach außen die Berechenbarkeit.“<sup>7</sup>

Die These, dass Geschichte die Beziehung von Subjekt und Kollektiv maßgeblich beeinflusst und deshalb nicht widerstandslos einer rein gewinnorientierten Histotainment-Vermarktungsmaschinerie, populistischer Demagogie und den revisionistischen Bestrebungen der sogenannten Neuen Rechten überlassen werden darf, wird über drei Jahrzehnte nach Jürgen Habermas' Polemik im Rahmen

---

<sup>6</sup>Vgl. Vamik Volkan, *Bloodlines. From Ethnic Pride to Ethnic Terrorism*, Boulder 1998, S. 82–83.

<sup>7</sup>Jürgen Habermas, *Zum neokonservativen Geschichtsverständnis und zur Rolle der revisionistischen Geschichtsschreibung in der politischen Öffentlichkeit* (Vortrag zur Anhörung über die Errichtung des Deutschen Historischen Museums vor der SPD-Bundestagsfraktion 1986; zit. n. Christoph Stölzl (Hg.), *Deutsches Historisches Museum. Ideen – Kontroversen – Perspektiven*, Frankfurt a. M./Berlin 1988, S. 336).

des Historikerstreits<sup>8</sup> wohl niemand ernstlich bestreiten. Habermas' Kritik an Michael Stürmers FAZ-Artikel über „Geschichte in geschichtslosem Land“<sup>9</sup>, die sich ausgerechnet an die simple, wenn auch schwülstig vorgetragene Feststellung richtete, dass Geschichte als identitätsstiftender Faktor für die Bundesrepublik politisch bedeutsam sei, ist, wie Martin Broszat andeutete, wohl nur im Kontext einer überhitzten und überempfindlichen Debatte zu verstehen.<sup>10</sup> Dass die Geschichte im Rahmen ihrer identitätsstiftenden Funktion nicht als Ersatzreligion erhalten, also Gegenstand von Verehrung sein *soll*, versteht sich von selbst; dass sie es allerdings *kann* und dann das Potenzial erhält, zu den übelsten Zwecken missbraucht zu werden, ist ebenso richtig. So ist es etwa keineswegs Zufall, dass Donald Trump seinen Plan, Amerika wieder zu historischer Größe zu verhelfen, indem er allen Muslimen den Zutritt zum Land verwehrt, erstmals an einem 07. Dezember – Pearl Harbour Day – und an Bord des alten Pazifikkrieg-Trägers USS Yorktown der Öffentlichkeit verkündete.<sup>11</sup>

Die identitätsstiftende Kraft von Geschichte zu übersehen oder gar zu leugnen ist mindestens naiv, vielleicht sogar fahrlässig. Mit Michael Stürmers Arbeiten und politischen Ansichten – das muss eine ganze Generation nach Ausbruch des Historikerstreits vielleicht immer noch gesagt werden – verbindet dieses Buch dennoch außer der Überzeugung, dass Gesellschaften zu ihrem Funktionieren unter anderem auf einigermaßen konsensfähige Vorstellungen über ihre Vergangenheit, also eine gemeinsame Geschichte, angewiesen sind, sehr wenig.

Geschichte dabei als reines Produkt bewusster Reflexion über Vergangenheit zu verstehen, greift allerdings zu kurz. Das Unbewusste hat ebenfalls großen Anteil an der Entstehung historischer Identität. Zu ihrem Leidwesen ist

---

<sup>8</sup>Vgl. Jürgen Habermas, Eine Art Schadensabwicklung. Die apologetischen Tendenzen in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung, in: Historikerstreit. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München/Zürich 1987 (S. 62–76), insbes. S. 62–63.

<sup>9</sup>Michael Stürmer, Geschichte in geschichtslosem Land, in: Historikerstreit. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München/Zürich 1987 (S. 36–38).

<sup>10</sup>Vgl. Martin Broszat, Wo sich die Geister scheiden. Die Beschwörung der Geschichte taugt nicht als nationaler Religionsersatz, in: Historikerstreit. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München/Zürich 1987 (S. 189–195), S. 193.

<sup>11</sup>Vgl. Donald Trump, Rede zum Pearl Harbour Day, 07.12.2015. Online verfügbar unter: <https://raw.githubusercontent.com/BBischof/speaksLike/master/donald-trump/transcript-donald-trumps-remarks-in-mount-pleasant-south-carolina.txt>, zuletzt aufgerufen am 21.05.2018.

jedoch der Geschichtswissenschaft jener Prozess, durch den aus dem historischen Unbewussten bewusste Geschichte gemacht wird, stets fremd geblieben. In Anlehnung an Freuds Konzept von der Traumarbeit könnte man diesen also noch weitgehend unbekanntem Vorgang als Geschichtsarbeit bezeichnen. Ein vertieftes Verständnis der Geschichtsarbeit bietet der Geschichtswissenschaft die Möglichkeit, jenen großen weißen Fleck von ihrer theoretisch-methodologischen Landkarte zu tilgen, den die Terra incognita des Unbewussten gegenwärtig darstellt.

Beinahe alle wichtigen Strömungen in der Geschichte der Geschichtswissenschaft sträubten sich gegen das Unbewusste. Das gilt für die aufgeklärte Geschichtsphilosophie und ihre Sicht auf historische Subjekte und soziale Zusammenhänge als vernunftgeleitet ebenso wie für den Historismus. Dieser begriff sich zwar als verstehende Wissenschaft, war aber gleichzeitig so positivistisch, dass er trotz seiner starken Hinwendung zu Individualität und Biografie mit dem empirisch kaum fassbaren Unbewussten nichts anzufangen wusste. Die Sozialgeschichte sagte der Psychoanalyse sogar explizit ab, da sie den engen theoretischen Zusammenhang von historischer Individualgeschichte und dem Unbewussten als gleichermaßen irreführend wie bedrohlich empfand. Die strukturalistische und poststrukturalistische Geschichtswissenschaft kamen hingegen dem Unbewussten recht nahe, indem sie postulierten, dass es gesellschaftlich wirksame Instanzen gebe, die sich der Kontrolle durch das Subjekt entzögen – die Struktur, den Diskurs etc. Eine solche Instanz im Subjekt selbst zu suchen widersprach jedoch ihrem Programm, das bis zu den „Technologien des Selbst“<sup>12</sup> deutlich auf die Abwendung vom Subjekt als historischem Akteur zielte. Es war die neue Kulturgeschichte, die als Geschichte der Emotionen, Mentalitäten und des kollektiven Erinnerens das Unbewusste entdeckte, ohne danach gesucht zu haben und ohne es als solches zu benennen. Entsprechend suchte die Kulturgeschichte weder den Anschluss an die psychoanalytische Theorie, noch versuchte sie, ein eigenes theoretisch-methodisches Instrumentarium zu entwickeln, um die Rolle des Unbewussten in der Geschichte zu untersuchen.

Die einzige historische Teildisziplin, die sich explizit und einigermaßen systematisch mit der Psychoanalyse auseinandersetzte, war methodologisch ausgerichtet: Die Oral History. „Ein Gespenst geht um in den Hallen der Universitäten: das Gespenst der Oral History“<sup>13</sup>, hatte Alessandro Portelli über die Methode geschrieben, von der man noch in den 1980er Jahren erwarten konnte,

---

<sup>12</sup>Michel Foucault, *Technologien des Selbst*, Frankfurt a. M. 1993.

<sup>13</sup>Alessandro Portelli, *The Peculiarities of Oral History*, in: *History Workshop* 12/1981, S. 96 (Übers. TW).



sie werde die Geschichtswissenschaft in ihren Grundfesten erschüttern. Dass Geschichte im Gespräch entstehen könne, erschien tatsächlich revolutionär. Für die konkrete Durchführung geschichtswissenschaftlicher Interviews drängte sich der Vergleich mit dem psychotherapeutischen Gespräch auf. Aus der Abgrenzung von therapeutischer Gesprächsführung zog die Oral History wichtige methodologische Lehren; tiefenpsychologische Theoriefragmente dienten der Oral History in ihrer Formierungsphase als Stütze.<sup>14</sup> Da jedoch die Ziele von therapeutischem und geschichtswissenschaftlichem Gespräch so unterschiedlich sind, emanzipierte sich die Oral History schnell von ihrer Geburtshelferin und nahm später kaum noch auf die Psychoanalyse Bezug.

Die Erkenntnis, dass die Geschichtswissenschaft große Schwierigkeiten hat, sich mit dem irrationalen Moment unbewusster Prozesse der Erzeugung von Geschichtsbildern auseinanderzusetzen, ist nicht neu. Jörn Rüsen und Jürgen Straub stellten 1998 ihrem Band über psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein eine programmatische Bemerkung voran: „Bislang sind am Geschichtsbewußtsein fast durchgängig nur Strukturen, Prozeduren und Funktionen analysiert worden, die den Subjekten bewusst sind. [...] Es gibt also ein großes Forschungs- und Wissensdefizit hinsichtlich der nicht-intentionalen, nicht willentlich gesteuerten mentalen Prozeduren des Geschichtsbewußtseins, des Unbewußten. Jeder weiß, daß es historische Verdrängungen gibt, nicht nur bei Individuen in bezug auf die eigene Biographie, sondern auch bei Gruppen, Gesellschaften und möglicherweise auch bei ganzen Kulturen in bezug auf eine Vergangenheit, die auch jenseits der Lebenszeit ihrer Mitglieder liegen kann.“<sup>15</sup>

Seit der Veröffentlichung dieses Textes sind nunmehr zwanzig Jahre vergangen. Dieses respektable Alter merkt man ihm nicht an, denn das von Rüsen und Straub identifizierte Desiderat besteht unvermindert weiter. Waren jene Bemühungen um das historische Unbewusste, die Mitte der 1990er Jahre von der Universität Bielefeld ausgingen und unter anderem in den zitierten Sammelband mündeten, einfach der letzte in einer langen Reihe von Fehlschlägen beim Versuch, Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse nachhaltig und produktiv zu verbinden? Und würde dieser Umstand nicht den Schluss zulassen, dass die beiden Disziplinen zwar dasselbe Erkenntnisinteresse – Wissen über die

---

<sup>14</sup>Vgl. Lutz Niethammer, Einführung, in: Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt a. M. 1985, S. 11.

<sup>15</sup>Jörn Rüsen/Jürgen Straub, Vorwort, in: Jörn Rüsen/Jürgen Straub (Hg.), *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein (Erinnerung, Geschichte, Identität Bd. 2)*, Frankfurt a. M. 1998, S. 9–10.

Vergangenheit – vereint, sie aber theoretisch und methodisch zu disparat sind, um einander helfen zu können? Kurz gesagt: Ist es an der Zeit, den interdisziplinären Versuch der beiden wichtigsten Wissenschaften von der menschlichen Vergangenheit aufzugeben?

Nein. Für dieses entschiedene Nein gibt es einen konkreten Anlass: Noch vor zwanzig Jahren mochte vielleicht der Wunsch, das historische Unbewusste in die Geschichtswissenschaft einzubeziehen, als theoretische Spielerei ohne konkreten Nutzen erscheinen. Die Selbstgenügsamkeit der Geschichtswissenschaft, die letztlich Resultat historischen Selbstbewusstseins war, sorgte dafür, dass viele Historikerinnen und Historiker den Eindruck hatten, in ihrem methodisch-theoretischen Werkzeugkasten fehle nichts. Diese trügerische Ruhe spiegelte den wissenschaftlichen Zeitgeist. Obwohl die meisten Historiker die Rede vom Ende der Geschichte belächelten, hatten sie die zugrunde liegende Anschauung verinnerlicht. Die liberale Demokratie westlichen Zuschnitts schien nach dem Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ alternativlos.

Im öffentlichen Geschichtsbewusstsein des wiedervereinten Deutschlands schien das hegemoniale Narrativ, das deutsche Identität konstituierte – das verantwortungsvolle Verhältnis der nachgeborenen Deutschen zum Holocaust – fest verankert. In keinem anderen Land, besonders nicht in Österreich, war der breite antifaschistische Konsens so stark ausgeprägt. Der Historikerstreit der 1980er Jahre hatte, so hart er auch in Teilen der Disziplin geführt wurde, kaum die Oberfläche öffentlicher Geschichtswahrnehmung gestört. (Er hatte jedoch Elementen des historischen Unbewussten Ausdruck verliehen, ohne dass der Begriff des Unbewussten dabei eine Rolle gespielt hätte.)

In Österreich schien das besondere Modell der Konsensdemokratie fest im Sattel zu sitzen. Das Proporzsystem, auf dem es beruhte, reichte aus der Politik tief in den Alltag der Österreicher. Obwohl das zentrale historische Narrativ österreichischer Identität, die Opferthese, gegen Ende der 1980er ins Wanken geriet, war noch nicht abzusehen, dass damit auch das politische System des Landes nur noch auf tönernen Beinen stand.

Heute – das Ende des ersten Viertels des 21. Jahrhunderts nähert sich mit großen Schritten – erscheint dieser Zustand beinahe schon einer fernen Vergangenheit anzugehören. Die liberale Demokratie im Westen geriet unter Druck. Gelenkte Demokratien und autoritäre Systeme sind weltweit im Aufschwung und haben sogar die Europäische Union erreicht. Anlässlich seiner Wiederwahl zum ungarischen Regierungschef im Mai 2018 erklärte Viktor Orbán das „Ende der

liberalen Demokratie“<sup>16</sup> für gekommen. Diese Haltung wird von der politischen Elite Europas toleriert: Orbáns „Fidesz“ ist zusammen mit Parteien wie der CDU, der CSU oder der ÖVP Mitglied der seit 1999 stärksten Fraktion im Europäischen Parlament, der „Europäischen Volkspartei“. Kurz vor der Wahl hatte Orbán in seiner Rede zum 170. Jahrestag der Revolution von 1848 die Migrationspolitik der Europäischen Union mit dem verglichen, was die nationalistische Rechte Ungarns als schandhaftes Diktat der Pariser Vorortverträge empfindet: „Die Situation ist die, meine lieben Freunde, dass man uns unser Land nehmen will. Nicht mit einem Federstrich, wie vor hundert Jahren in Trianon.“ Nun verlange man, dass die Ungarn ihr Land „freiwillig anderen übergeben sollen“. Sich und seine Anhänger charakterisierte Orbán mit Bezug auf die bevorstehenden Parlamentswahlen als „Erben der Revolutionäre und Freiheitskämpfer von 1848“<sup>17</sup>.

Dort, wo die Demokratie als gelebte Staatsform noch weitgehend unhinterfragt geblieben ist, ziehen populistische Bewegungen einen großen Teil der Wählerschaft an. In Österreich stieg in den 1980er Jahren die rechtsextreme FPÖ von einer Kleinpartei zur staatstragenden Kraft auf. In Deutschland, das sich wegen seines besonderen Verhältnisses zu eigenen Geschichte länger als andere europäische Staaten gegen vergleichbare Tendenzen resilient zeigte, zog die AfD 2017 als stärkste Oppositionspartei in den Bundestag ein. Gleichzeitig kam es zu einer Delegitimation etablierter Parteien, insbesondere der Sozialdemokratie, in ganz Europa.

Diese politischen Veränderungen wurden von Umbrüchen öffentlicher Geschichtsbilder begleitet. Die neuen politischen Kräfte vertreten teils offen revisionistische Tendenzen, die auf breite Akzeptanz in der Öffentlichkeit stoßen. Die geschichtspolitischen Strategien der beteiligten Akteure funktionalisieren dabei sehr effektiv das historische Unbewusste, um Wünsche und Ressentiments, die auf das Engste mit geschichtlicher Identität verbunden sind, auf Felder gegenwärtiger Politik zu richten. Die Geschichtswissenschaft scheint ihrerseits nicht in der Lage, wirksam gegen diese Entwicklung vorzugehen. Mitunter verstärken sogar populärwissenschaftliche Arbeiten noch revisionistische Strömungen. Wir stehen gegenwärtig vor der Situation, dass der Geschichtswissenschaft die

---

<sup>16</sup>Orbán sieht „Ende der liberalen Demokratie“, in: „dw.com“, 10.05.2018. Online verfügbar unter: <http://www.dw.com/de/orban-sieht-ende-der-liberalen-demokratie/a-43732805>, zuletzt aufgerufen am 18.05.2018.

<sup>17</sup>Viktor Orbán, Rede anlässlich des 170. Jahrestags der ungarischen Revolution von 1848, in: „visegradpost.com“, 19.03.2018. Online verfügbar unter: <https://visegradpost.com/de/2018/03/19/feierliche-rede-von-viktor-orban-anlaesslich-des-170-jahrestags-der-ungarischen-revolution-von-1848-vollstaendige-version/>, zuletzt aufgerufen am 18.05.2018.

Hegemonie über den historischen Diskurs zu entgleiten droht. „Die zuständigen akademischen Disziplinen“ spielten, wie Sabine Horn und Michael Sauer im Vorwort zu ihrem Band über Geschichte und Öffentlichkeit treffend postulierten, „bei der öffentlichen Präsentation von Geschichte keine zentrale Rolle.“ Über die Geschichtswissenschaft stellten sie lapidar fest: „Deren Themen und Herangehensweisen sind zumeist andere als jene, denen das öffentliche Interesse gilt.“ Die Kommunikation von geschichtswissenschaftlichen Forschungsergebnissen und Meinungen fände „vornehmlich in einschlägigen Kreisen und in spezifischen Formaten statt.“<sup>18</sup> Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen. Angesichts der Tatsache, dass, wie Wolfgang Mommsen es ausdrückte, „das geschichtliche Bewusstsein, zu dessen Sachwalter vornehmlich die professionelle Historikerschaft berufen ist, je nach den Umständen Identitäten zu begründen imstande ist“<sup>19</sup>, muss dieser Bedeutungsschwund der Geschichtswissenschaft Anlass zur Sorge geben.

Um Mittel und Wege zu finden, wie die Geschichtswissenschaft wieder breite Akzeptanz für ihre Anliegen und Ergebnisse erreichen kann, muss sie die Beziehung zwischen dem historischen Unbewussten und den historischen Narrativen untersuchen. Die zwanzig Jahre alte Forderung Jörn Rüsens und Jürgen Straubs erhält unter diesen Vorzeichen neue Aktualität und vor allem akute Qualität. Was in den 1990er Jahren noch als theoretische Überlegung ohne praktische Relevanz abgetan werden konnte, könnte gegenwärtig große geschichtspolitische Bedeutung gewinnen. Dabei könnte der Geschichtswissenschaft eine Entwicklung des Fachs zugutekommen, die zurzeit im Aufwind ist: Mit der öffentlichen Geschichte oder Public History etabliert sich im deutschsprachigen Raum gerade eine Sichtweise auf die Produktion historischer Narrative, die exakt am Schnittpunkt von Wissenschaft, öffentlichen Geschichtsbildern und Geschichtspolitik angesiedelt ist.

Der Schwerpunkt der Public History liegt traditionell in der Geschichtsdidaktik. Die Öffnung der Geschichtswissenschaft gegenüber Laien wird vorrangig als Beteiligung „an der Entwicklung populärer Geschichtsbilder“<sup>20</sup> verstanden. Als ihre Methoden versteht sie ihren spezifischen Umgang mit der

---

<sup>18</sup>Sabine Horn/Michael Sauer, Vorwort, in: Sabine Horn/Michael Sauer (Hg.), *Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen*, Göttingen 2009 (S. 9–11), S. 9–10.

<sup>19</sup>Wolfgang J. Mommsen, *Die moralische Verantwortlichkeit des Historikers*, in: Kristin Platt/Mihran Dabag (Hg.), *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*, Opladen 1995, S. 139.

<sup>20</sup>Martin Lücke/Irmgard Zündorf, *Einführung in die Public History*, Göttingen 2018, S. 14.

Vermittlung geschichtswissenschaftlichen Wissens durch Oral oder Living History und verschiedenen Quellengruppen.<sup>21</sup> Das Konzept der „geteilten Autorität“<sup>22</sup> über die Geschichte, also die Vorstellung, dass auch Laien wirksame Narrative über Vergangenheit entwickeln (sollen), tritt im verbreiteten Verständnis von Public History gegenüber deren geschichtsdidaktischen Dimensionen in den Hintergrund. Wo die Public History mit der Öffentlichkeit über deren Belehrung hinaus zusammenarbeitet, erfolgt das meist unsystematisch. Ein stärkeres Engagement der Public History für geteilte Autorität stellt daher ein wichtiges Desiderat dar.<sup>23</sup> Ein Ziel dieser Arbeit ist, das Konzept der geteilten Autorität zu radikalieren und mit den bisher weitgehend fehlenden methodisch-theoretischen Grundlagen auszustatten.

Während die Public History gleichsam intuitiv die unbewussten Anteile des Verhältnisses von Gesellschaft und Geschichte bearbeitet, fehlt auch ihr das methodisch-theoretische Rüstzeug, jene Beziehung zu bearbeiten, durch die aus dem kollektiven historischen Unbewussten ein öffentliches Geschichtsbild wird. Dieser Prozess lässt sich, wie schon eingangs erwähnt, unter Rückgriff auf das Vokabular der Traumanalyse als Geschichtsarbeit bezeichnen. Die Traumarbeit erzeugt aus den latenten Traumgedanken, also den unbewussten Wünschen und Vorstellungen des Subjekts, den manifesten Traum mit seinen oft verworrenen, rätselhaften Bildern, an die wir uns nach dem Erwachen erinnern. Analog dazu erzeugt die Geschichtsarbeit aus den unbewussten Teilen des kollektiven Gedächtnisses historische Narrative.

Die Geschichte als Traum ist eine ungemein produktive Metapher. Mit ihrer Hilfe lassen sich Entwicklungen und Tendenzen kollektiver Vorstellungen über Vergangenheit beschreiben und erklären, die sonst unbeachtet und unerklärlich blieben, weil sie zum gesellschaftlichen Unbewussten gehören und sich damit der traditionellen Analyse von „Strukturen, Prozeduren und Funktionen [...], die den Subjekten bewusst sind“, entziehen. Durch aktive und lebensweltlich konkrete Einbindung der Öffentlichkeit in den Prozess der Produktion historischer Narrative könnte der nachlassenden gesellschaftlichen Orientierungskraft der Geschichtswissenschaft gegengesteuert werden. Es geht also auch um eine Erneuerung der Geschichtswissenschaft, die sich seit dem Ende des Historismus in der Dauerkrise befindet.

---

<sup>21</sup>Vgl. Martin Lücke/Irmgard Zündorf, 2018, S. 61–88.

<sup>22</sup>Thomas Cauvin, *Public History, A Textbook of Practice*, New York 2016, S. 14.

<sup>23</sup>Vgl. Barbara Franco, *Decentralizing Culture. Public History and Communities*, in: James B. Gardener/Paula Hamilton (Hg.), *The Oxford Handbook of Public History*, New York 2017 (S. 69–86).

Mit welcher Berechtigung lässt sich überhaupt von einer Krise der Geschichtswissenschaft nach dem Historismus sprechen? Ist nicht der Historismus mit einer überkommenen Denkweise verknüpft, von der sich die Geschichtswissenschaft gerade erst, und nur mithilfe anderer Disziplinen wie der Ethnologie, der Philosophie und der Soziologie, mühsam emanzipieren konnte?

Es wäre in der Tat fatal, eine Rückkehr zum Positivismus historischer Geschichtswissenschaft zu versuchen. Die Überzeugung, dass die Vergangenheit ihre Geheimnisse schon enthüllen werde, wenn man die Quellen nur lange genug ausquetscht, erscheint uns heute naiv, weil wir zu wissen glauben, dass es „die Vergangenheit“ als von ihrer Betrachtung und damit von der Gegenwart unabhängige Instanz nicht gibt. Aber – und das ist ein großes Aber – die gesellschaftliche Aufgabe der Wissenschaft besteht nicht in erster Linie im Erkenntnisgewinn an sich, sondern darin, Narrative zur Ordnung lebensweltlicher Wahrnehmungen zur Verfügung zu stellen.<sup>24</sup> Genau das, so die Ausgangshypothese dieses Buches, ist die nachhistoristische Geschichtswissenschaft nicht länger zu leisten imstande. Zwar erzeugt sie nach wie vor Narrative, doch diese wirken nicht länger überzeugend genug, um hegemoniale Geschichtsbilder und darauf beruhende kollektive Identitäten zu stiften. Wie die Quantenphysik im Vergleich mit Newtons Gesetzen scheinen die Forschungen nachhistoristischer Geschichtswissenschaft keine große lebensweltliche Relevanz und Orientierungskraft zu besitzen.

Der belgische Gelehrte Marcel Detienne, der unter anderem Pionier der historischen Anthropologie und als solcher natürlich Strukturalist war, definierte den Mythos als narrative Praxis, mit der jeder vertraut ist.<sup>25</sup> Trotz aller Kritik am linguistic turn, der zwar notwendig für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft war, aber überwunden werden muss, weil er das Kind (das historische Subjekt) mit dem Bade ausgeschüttet hat<sup>26</sup>, erscheint mir der Zusammenhang zwischen Detiennes Mythos-Begriff und dem historischen Unbewussten glasklar. Wenn es Narrative gibt, die innerhalb einer Gesellschaft nicht nur allgemein verfügbar sind, sondern zur kulturellen Praxis gehören, müssen sie identitätsstiftend wirken. Detiennes Bezug auf die allgemein verbreitete Praxis ist dabei ganz entscheidend.

---

<sup>24</sup>Ganz ähnlich äußerte sich beispielsweise auch Wolfgang J. Mommsen. Vgl. Mommsen 1995, S. 131.

<sup>25</sup>Vgl. Marcel Detienne, *Rethinking Mythology*, in: Michel Izard/Pierre Smith (Hg.), *Structuralist Essays in Religion, History, and Myth*, Chicago/London 1982 (S. 43–52).

<sup>26</sup>Vgl. u. a. Martin Tschiggerl/Thomas Walach/Stefan Zahlmann, *Geschichtstheorie*, Wiesbaden 2018 (in Druck).

Er impliziert nämlich, dass die derart verwendeten Narrative nicht ständig reflektiert werden, sondern als kulturelle Axiome Teil des kollektiven Unbewussten sind. Konsequenterweise weiter gedacht bedeutet das, dass der Mythos eine Form der Aussage ist, die sich ihres Konstruktionscharakters nicht bewusst ist<sup>27</sup> (weil sich jene, die sich ihrer bedienen, ihren Aussagecharakter nicht bewusst machen). Der Mythos ist damit das genaue Gegenteil des Virtuellen, das sich dadurch auszeichnet, seinen eigenen Konstruktionscharakter offenzulegen.<sup>28</sup> Die historische Geschichte war und ist genauso ein unbewusst wirksames Narrativ, oder besser, ein Bündel davon. Historistische Geschichte wirkte identitätsstiftend, weil sie die Vergangenheit trotz aller gegenteiligen Beteuerungen mythologisierte.

Diese Qualität ist der Geschichte nach der überfälligen Zertrümmerung des Historismus durch den (Post-)Strukturalismus, den Postkolonialismus, die Neue Kulturgeschichte – kurz, das postmoderne Denken – abhandengekommen. Die Geschichte wurde nun als Produkt reflexiven Umgangs mit vorgestellter Vergangenheit entlarvt, sie war nicht länger Gegenstand des bloßen empirischen Nachvollzugs des objektiv Geschehenen, sondern mit einem Mal zur (inter-)subjektiven Konstruktion geworden. Als solche hatte sie endlich einen Wandel vom Mythos zum wissenschaftlichen Narrativ durchgemacht. Ein wissenschaftliches Narrativ zeichnet sich aber gerade dadurch aus, dass es undogmatisch, also offen für Kritik, dass es anzweifelbar ist.

Das ist Wasser auf den Mühlen der Schlussstrichzieher und Revisionisten. Eine Zeit der Neuerzählung von Geschichte kündigt sich an. Das ist, so könnte man sagen, der Lauf der Dinge. Es gehört zum wissenschaftlichen Selbstverständnis, dass neue Entdeckungen gemacht und Bewertungen vorgenommen werden – im Rekurs auf die Epochenstimmung der Moderne nennt die Wissenschaft das ihren Fortschritt. Das Problematische am Geschichtsrevisionismus im Unterschied zum sogenannten wissenschaftlichen Fortschritt besteht in einem fundamentalen Missverständnis: Die Geschichte der Wissenschaft ist zwar eine Kette von „Irrtümern“, also falsifizierten oder obsoleten Thesen, aber sie ist niemals absichtliche Täuschung. Revisionistische Thesen hingegen sind gezielte Desinformation. Sie werden mit der Absicht lanciert, die öffentliche Meinung in eine politisch genehme Richtung zu lenken und oft genug sind sie faktisch falsch. Man könnte nun einwenden, dass Fakten Verhandlungssache sind. Das ist richtig. Fakten sind keine Wahrheit in einem naiv-positivistischen Sinne, denn eine objektive

---

<sup>27</sup>Vgl. Sheldon S. Wolin, *Fugitive Democracy and Other Essays*, Princeton/Oxford 2016, S. 316.

<sup>28</sup>Vgl. Thomas Walach, *Geschichte des virtuellen Denkens*, Wiesbaden 2017, S. 53.

Welt im Sinne Kants müsste sich notwendigerweise subjektiver Wahrnehmung entziehen. Wittgensteins Satz „Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge“<sup>29</sup>, ist so zu verstehen. Die für uns wahrnehmbare Welt ist eine der Signifikate, nicht der Referenten oder der Dinge an sich. Das bedeutet aber gerade nicht, dass die Geschichte frei verhandelbar ist. Eine redliche Darstellung der Vergangenheit muss falsifizierbar sein, muss also das Potenzial haben, sich zum historischen Irrtum zu entwickeln. Diese wesentliche Bedingung wird allzu oft vergessen, wenn das neue nachhistoristische Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft mit Beliebigkeit verwechselt wird.

Die liberalen Demokratien der Gegenwart sind auf identitätsstiftende Narrative ihrer Vergangenheit angewiesen. Zwar ist die wissenschaftliche Sichtweise dabei nur eine unter vielen möglichen; trotzdem hoffen wir, dass sie besser als andere geeignet ist, plausible Erklärungen zur Verfügung zu stellen und dem Zusammenleben eine stabile Basis zu geben. Auch das bedeutet nämlich Historismus: das Postulat einer ganz grundsätzlichen historischen Erklärbarkeit gesellschaftlicher Phänomene der Gegenwart. Diesen Anspruch darf die Geschichtswissenschaft nicht aufgeben, wenn sie weiterhin Einfluss auf das kollektive Gedächtnis und damit auf die Grundlagen politischen Handelns nehmen möchte. Die Geschichtswissenschaft in den liberalen Demokratien der Gegenwart kann nicht länger (falls sie es überhaupt jemals konnte) ein gesellschaftlich verbindliches Geschichtsbild oktroyieren. Folglich muss sie Kompromisse schließen und die historische Autorität der Bürger anerkennen. Bei dem Begriff Kompromiss schrillen in den Köpfen vieler Historiker wohl Alarmglocken, klingt er doch, als wäre Geschichte etwas, das politisch verhandelbar wäre. Genau das ist sie auch. Die Geschichtswissenschaft steht vor der Herausforderung, anzuerkennen, dass es nicht-wissenschaftliche Interessen an Geschichte gibt und dass es sich dabei um legitime Bedürfnisse von historischen Subjekten handeln kann, die zur Stabilisierung individueller und gesellschaftlicher Identität auf anschlussfähige Geschichtsbilder angewiesen sind. Die Geschichtswissenschaft muss danach trachten, mit ihren Argumenten Einfluss auf die Geschichtspolitik zu nehmen.

Wenn sie es nicht tut, dann tun es zwangsläufig andere, denn ohne das zentrale Element der historischen Identität vorgestellter Gemeinschaften werden Gesellschaften brüchig. Letztlich geraten dann auch die politischen Institutionen repräsentativer Demokratien unter Druck, die auf einen gesellschaftlichen Konsens über Vergangenheit angewiesen sind. Das versuche ich anhand zweier Beispiele zu zeigen: Das erste sind die gesellschaftlichen Strukturen, die mit

---

<sup>29</sup>Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus* I.1.



der Etablierung der sogenannten Opferthese als historischem Grundkonsens österreichischer Politik sehr eng verbunden sind. Das zweite ist die Bedeutung gesellschaftlicher Verantwortung für den Holocaust in der politischen Landschaft der Bundesrepublik Deutschland. Beide Beispiele sind Ausdruck von Prozessen, die unter der Oberfläche tagespolitischer Dynamiken als Arbeit am kollektiven historischen Unbewussten verstanden werden können.

Die Darstellung der beiden Beispiele ist nicht spiegelbildlich aufgebaut. Die Kenntnis der Grundzüge (west-)deutscher, nicht aber österreichischer Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert habe ich vorausgesetzt. Das Kapitel zu „Opferthese und Konsensdemokratie“ enthält deshalb einige Ausführungen über österreichische Politik- und Gesellschaftsgeschichte und ist deshalb umfangreicher. Wer mit der Geschichte der politischen Lager im Österreich der Zwischenkriegszeit und der Rolle der lagerparitätischen Konsensdemokratie österreichischer Prägung von 1945–2000 vertraut ist, mag die entsprechenden Darstellungen überfliegen; sie enthalten auf rein phänomenologischer Ebene nichts Neues. Im Abschnitt über „Geschichte zwischen Schuld und Scham“ Deutschland findet sich keine vergleichbare Gesamtschau.

Wenn ich die Erzeugung manifester Geschichtsbilder in Deutschland und Österreich als Prozesse der Verdichtung bzw. Verschiebung von Teilen des historischen Unbewussten beschreibe, halte ich das keinesfalls für die einzig mögliche oder einzig zutreffende Sichtweise. Das verbietet alleine schon die tief sitzende wissenschaftliche Skepsis vor monokausalen Erklärungen. Gleichwohl sind es plausible Erklärungen, solche, die in der Vergangenheit zu wenig beachtet wurden und die dazu beitragen können, ein vertieftes Verständnis der Erzeugung von Geschichte als Grundlage kollektiver Identität und politischen Handelns zu gewinnen. Diese Leistung muss zunächst auf theoretischer Ebene erfolgen. Das vorliegende Buch ist daher in erster Linie eine geschichtstheoretische Unternehmung. Weil ich aber jenseits der Darstellung und Analyse eines theoretischen Problems, das ich für zentral halte, auch einen möglichen Lösungsweg anbieten will, ist der letzte Teil meiner Überlegungen methodischen Fragen gewidmet. Theorie und Methode sind hier nicht Mittel, sondern Thema.

Die Frage danach, wie Geschichtsarbeit kollektive Vorstellungen von Vergangenheit erzeugt und damit die Rahmenbedingungen geschichtspolitischen Handelns gestaltet, steht im Zentrum dieses Buches. Es ist, so viel sei gesagt, eine parteiische Analyse, die von der gegenwärtigen Krise der Demokratie motiviert ist. Gewiss kann man auch der Meinung sein, Europa käme ohne die Institutionen der liberalen Demokratie aus. Nicht wenige werden die Ansicht vertreten, die Masse der auf Arbeitseinkommen oder Sozialleistungen angewiesenen Bürger bräuhete keine politische Vertretung, weil der freie Markt schon dafür sorgte,

dass ein jeder erhalte, was ihm zustünde. Nicht zuletzt könnte man sich auch achselzuckend damit abfinden, dass sich die politische Situation Deutschlands im europäischen Kontext insofern „normalisiert“, als mit der „Alternative für Deutschland“ nun auch hier eine Rechtspartei, die sich durch ihre Nähe zu revisionistischem Gedankengut auszeichnet, in den demokratischen Institutionen verankert wurde. Ich tue das aus verschiedenen Gründen nicht.

Guter Rat ist in der gegenwärtigen Situation teuer. Einen möglichen Weg aus der Krise skizziert der dritte Abschnitt dieses Buches, doch eines vorweg: Der vorgeschlagene Weg der Einbindung der Öffentlichkeit in die Erzeugung wissenschaftlicher Narrative durch „geteilte Autorität“<sup>30</sup> ist mühselig. Er verlangt von allen Beteiligten Durchhaltevermögen und die Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen.<sup>31</sup> Manches von dem, was im Methodenteil dieses Buches vorgeschlagen wird, gehört wenigstens in Teilen schon jetzt zum Repertoire der Public History. Was bisher fehlte, war eine theoretisch fundierte Systematisierung dieser Bemühungen.

Die Geschichte wird sich nicht durch Re-Mythologisierung retten können, denn die historistische Geschichte ist durch die Postmoderne vollständig diskreditiert. Der Weg zurück ist uns also verschlossen. Wir müssen die Flucht nach vorne antreten, müssen aufgeklärt denken, das heißt jene spröde, schnöde, schmerzliche Entzauberung der Welt vorantreiben, die Jürgen Habermas zum unvollendeten Projekt der Moderne erklärte und die Prozesse Geschichtsarbeit, wo es geht, bewusst machen.<sup>32</sup> Vergessen wir dabei nicht, dass die Geschichte als empirische Wissenschaft – als die der Historismus sie erstmals verstanden hatte – ein antiaufklärerisches Projekt war, das die Vergangenheit aus den Händen der Philosophie und der vernünftigen Erkenntnis reißen sollte!<sup>33</sup> Das hat sich zweifellos geändert, jedoch um den Preis, dass wissenschaftliche und öffentliche, also populäre Auffassungen von Geschichte auseinander trieben.

Gegenwärtig sind einander die wissenschaftliche und die öffentliche Sicht auf Geschichte so fern, dass sie ebenso gut auf unterschiedlichen Planeten beheimatet sein könnten. Historiker und Gesellschaft reden aneinander vorbei. Die Aporie der gegenwärtigen Geschichte besteht darin, dass die zeitgenössische

---

<sup>30</sup>Michael Frisch, *A Shared Authority. Essays on the Craft and Meaning of Oral and Public History*, Albany 1990.

<sup>31</sup>Vgl. Franco, 2017 (S. 69–86).

<sup>32</sup>Vgl. Jürgen Habermas, *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt*, Leipzig 1994.

<sup>33</sup>Vgl. Leopold von Ranke, *Über die Epochen der neueren Geschichte*, Leipzig 1906, S. 18.

Geschichtswissenschaft den Mythos Geschichte nicht als identitätsstiftenden und damit sorgsam behüteten, libidinös aufgeladenen Teil des historischen Unbewussten begreift.

Das Unbewusste entzieht sich der Reflexion. Deshalb muss ein Therapeut, der versucht, auf das Unbewusste einzuwirken, verstehen, wie aus dem Substrat der dort herrschenden Wünsche und Ängste manifeste Bewusstseinsinhalte werden. Will die Geschichtswissenschaft wieder ein Maß gesellschaftlichen Einflusses gewinnen, das ihr ermöglicht, stabilisierend auf kollektive Identitäten einzuwirken, muss sie eine Expertin für das historische Unbewusste werden.

Mit einer Pathologisierung von Geschichtsbildern hat das alles nichts zu tun. Das Unbewusste und seine Untersuchung als krank machende Instanz der Psyche sind keineswegs einziges Betätigungsfeld und wohl nicht einmal primäres Interesse freudscher Psychoanalyse. Die Tatsache, dass Psychoanalyse ebenso als kulturwissenschaftliche Theorie wie auch als Heilmethode eingesetzt werden kann, verweist vielmehr darauf, wie wesentlich die Vorstellung vom Unbewussten für alle Wissenschaften vom Menschen ist.

Eine persönliche Anmerkung zum örtlichen und kulturellen Entstehungskontext der hier geäußerten Überlegungen ist wohl angebracht: Jene Epochenstimmung, die Wien (wo der Großteil dieses Buches entstand) in den Jahrzehnten von 1900 bis 1938 charakterisierte, der Chronotop, der die politisch im Niedergang begriffene Stadt zur intellektuell vibrierendsten Metropole Europas machte, ist hier noch mit beiden Händen zu greifen. Diese Stadt und jene Zeit, die mit den Biografien und Arbeiten Sigmund Freuds, Alfred Adlers, Viktor Frankls, Robert Musils, Arthur Schnitzlers oder Ödön von Horvaths und des „Jungen Wien“ verbunden waren, sind im Wien der Gegenwart noch sehr präsent. Es scheint hier beinahe unmöglich, sich dem intellektuellen Sog zu entziehen, der nach wie vor zur Mitarbeit an der „Demaskierung des Bewusstseins“<sup>34</sup> auffordert. Dass diese gemeinschaftliche Arbeit an ihrem Höhepunkt fast abris, dass ihre Pioniere unter eifriger Mithilfe sehr vieler Wienerinnen und Wiener vertrieben, deportiert und ermordet wurden und eine „Stadt ohne Seele“<sup>35</sup> hinterließen, gehört zu jenen geschichtlichen Vorgängen, die das historische Unbewusste der Bewohner Wiens in der Gegenwart prägen.

Dennoch ging es mir nicht darum, einen Chronotop des „psychoanalytischen Wiens“ darzustellen. Obwohl die Erforschung des Unbewussten einen ungewöhnlich markanten zeitlichen, räumlichen und kulturellen Ausgangspunkt hat, lässt

---

<sup>34</sup>Ödön von Horvath, Gebrauchsanweisung (Gesammelte Werke in acht Bänden, Bd. 8), Frankfurt a. M. 1972, S. 660.

<sup>35</sup>Manfred Flüge, Stadt ohne Seele. Wien 1938, Berlin 2018.

sie sich nicht auf diesen Ursprung beschränken. Als Kulturwissenschaft hat die Psychoanalyse ganz unterschiedliche Zugangsweisen, Theorien, Methoden und Schulen entwickelt. Der gelegentlich geäußerte Vorwurf, Freuds Analyse habe zu sehr die bürgerliche Subkultur Wiens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts im Blick<sup>36</sup>, kann etwa einem Viktor Frankl und seiner durch die Erfahrung der KZ-Haft geprägten Methode, der strukturalistischen Tradition eines Jacques Lacan oder der humanistischen Psychologie Carl Rogers' schwerlich gemacht werden. Und die Künstler der Beat-Generation, die stark von Freud beeinflusst waren<sup>37</sup>, hätten wohl über die Unterstellung, bürgerlich zu sein, herzlich gelacht. Dass Freud selbst in seinem Milieu und zu seiner Zeit eine verbreitete Faszination für das Unbewusste vorfand, die sich in der psychoanalytischen Theorie niederschlug, steht außer Frage. Es ist jedoch nicht schlüssig, warum die spezifische Art des Entstehungszusammenhangs der Psychoanalyse ihr verbieten sollte, ein Betätigungsfeld außerhalb dieses Kontextes zu finden. Man wird schließlich auch kaum behaupten wollen, marxistische Theorie könne nur valide Aussagen über das kleinbürgerliche Milieu des Rheinlands im 19. Jahrhundert treffen.

Die unüberschaubare Vielfalt psychoanalytischer Schulen, Traditionen und Lehrmeinungen macht es nicht gerade leicht, zu erkennen, was psychoanalytische Theorie zur Erforschung des historischen Unbewussten beitragen kann. Für die Erforschung des Unbewussten hat sich noch nicht einmal ein einheitlicher Terminus etabliert. Tiefenpsychologie ist ebenso gebräuchlich wie Psychotherapie und Psychoanalyse. *Die Psychoanalyse* gibt es als solche gar nicht. Den Begriff Psychoanalyse bevorzuge ich deshalb, weil er unmittelbar sagt, worum es hier geht, nämlich eine Untersuchung der Psyche bzw. im konkreten Fall des Zusammenhangs zwischen unbewussten Anteilen der Psyche und Vorstellungen über Vergangenheit. Dagegen wird unter Psychologie im gegenwärtigen Fächerkanon deutschsprachiger Wissenschaft eine bevorzugt empirisch arbeitende sozialwissenschaftliche Disziplin verstanden, die am Unbewussten vergleichsweise wenig Interesse zeigt. Die verschiedenen psychotherapeutischen Schulen begreifen sich wiederum, wie ihr Name schon sagt, in erster Linie als Heilmethoden.

---

<sup>36</sup>Zu den disparaten Einordnungen von Freuds Werk durch Intellektuelle des 20. Jahrhunderts vgl. Mario Erdheim, *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozess*, Frankfurt a. M. 1984, S. 43–44.

<sup>37</sup>Vgl. Allen Ginsberg, *The Best Minds of My Generation. A Literary History of the Beats*, New York 2017, vierlerorts, insbes. S. 10, 26–27.

Ein interdisziplinärer Versuch, Geschichte und Psychoanalyse einzusetzen, um dem Unbewussten in der Geschichte näher zu kommen, kann sich angesichts der weiten Verästelungen psychoanalytischer Konzepte nicht auf bloße Freud-Exegese beschränken. Dass sich die vorliegende Arbeit dennoch vor allem auf Freuds Modell der Traumarbeit stützt, liegt daran, dass Freud seine Psychoanalyse von vornherein als interdisziplinäre Kulturwissenschaft angelegt hatte und sie sich deshalb durch eine besondere Offenheit gegenüber dem geschichtswissenschaftlichen Denken auszeichnet. Das letzte Kriterium ist entscheidend. Es geht hier zwar um eine psychoanalytisch und demokratiepolitisch motivierte, aber eindeutig geschichtswissenschaftliche Fragestellung. Bei aller Offenheit für Interdisziplinarität bleibt dieses Buch die Arbeit eines Historikers und soll der theoretisch-methodologischen Weiterentwicklung der Geschichtswissenschaft dienen.

Gerade weil zahlreiche verschiedene Quellen, darunter politische Reden, Lebenserinnerungen, feuilletonistische Debattenbeiträge, Zeitungsberichte oder Kommentare in Onlineforen in diesen Text einfließen, wird enttäuscht werden, wer bei der Lektüre auf eine systematische Quellenanalyse oder gar eine Edition hofft. Dieses Buch ist eben vor allem ein Beitrag zur Geschichtstheorie, aus dem im letzten Teil Vorschläge für eine methodische Umsetzung abgeleitet werden.

Einige kurze Ausschnitte aus verschiedenen Kapiteln dieses Buches wurden mit nur geringfügigen Anpassungen beinahe zeitgleich in einer kollaborativen Arbeit über Geschichtstheorie veröffentlicht.<sup>38</sup> Sie entstanden als Skizzen für dieses Buch und werden in beiden Arbeiten nicht nochmals explizit ausgewiesen. Dass die Geschichtsarbeit als unbewusster Prozess der Erzeugung von Geschichte wie selbstverständlich in viel allgemeinere geschichtstheoretische Überlegungen einfließen konnte, verweist darauf, dass ich den Zusammenhang zwischen historisch Unbewusstem und der Geschichte als Teil eines größeren Theoriegebäudes betrachte, in dessen Zentrum das Subjekt als jene Instanz steht, die Geschichte macht. Man könnte wohl sagen, dass es sich bei der Geschichtsarbeit lediglich um eine bestimmte Ausprägung dieses Prinzips handelt.

Die vorliegende Arbeit kann insofern als eine Explikation der eben erwähnten theoretischen Überlegungen verstanden werden. „Wären wir Schreiner“, so heißt es im gerade genannten Buch über Geschichtstheorie, „würden wir mit diesem Buch nicht eine fertige Handwerksarbeit anbieten, sondern den eigenen Werkzeugkoffer und seinen Inhalt beschreiben.“<sup>39</sup> Es gehört zu den eigentümlichen Eigenschaften dieses Werkzeugkoffers, dass die Gegenstände darin so lange recht

---

<sup>38</sup>Tschiggerl/Walach/Zahlmann, *Geschichtstheorie*, Wiesbaden 2018.

<sup>39</sup>Tschiggerl/Walach/Zahlmann 2018, S. 136.

unbestimmt sind, bis sie herausgenommen und gebraucht werden. Der von Reinhard Koselleck postulierte Vorrang der Theorie<sup>40</sup> drückt sich nämlich gerade nicht dadurch aus, dass theoretische Überlegungen dogmatische Vorschriften für die Praxis sind. Vielmehr bedingen sich Theorie und Praxis einer Geschichtswissenschaft, die Problemwissenschaft sein und sich am jeweiligen konkreten Erkenntnisinteresse orientieren soll, gegenseitig. Dieses Buch will weder, noch kann es eine genaue Anleitung geben, wie das Konzept des historischen Unbewusste in unterschiedliche Forschungsarbeiten einfließen soll. Es will „anregen, nicht anleiten“<sup>41</sup> – nicht mehr und nicht weniger. Die Geschichtsarbeit als Methode, wie sie im letzten Abschnitt dieser Arbeit skizziert wird, hat den Charakter eines Steinbruchs, aus dem jeder sich bedienen möge, um ein spezifisches Problem, eine konkrete Forschungsfrage zu beantworten.

Im Kern ist der vorliegende Text ein wissenschaftlicher Essay, wenn auch ein recht langer. Er stellt den Versuch dar, eine Gedankenkette zu veranschaulichen: Die Geschichtswissenschaft hat ihre gesellschaftspolitische Relevanz eingebüßt, weil sie sich nicht ausreichend in Bezug zum kollektiven historischen Unbewussten setzt – unter der historischen Orientierungslosigkeit leidet die Legitimation der liberalen Demokratie – es gibt Wege aus dieser doppelten Krise, aber sie sind nicht im geschichtswissenschaftlichen Rückspiegel zu finden.

Auf den Schultern der Geschichtswissenschaft ruht eine einzigartige Verantwortung: Das Thema keiner anderen Wissenschaft spielt eine vergleichbar wichtige Rolle für die Erzeugung kollektiver Identitäten wie eben die Geschichte. Die Geschichtswissenschaft sieht sich nach dem Historismus allerdings zunehmend mit der Situation konfrontiert, dass öffentlich wirksame Geschichtsbilder öfter von wissenschaftlichen Laien als von professionellen Historikern erzeugt werden.<sup>42</sup> Eine Geschichtswissenschaft, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung zu stellen bereit ist, braucht daher sowohl ein theoretisches Modell zur Analyse der Entstehung öffentlicher Geschichtsbilder, als auch eine Methode, auf diesen Prozess einzuwirken. Beides will ich anbieten.

Im ersten Teil dieses Buches skizziere ich mein theoretisches Verständnis der Geschichtsarbeit. Im zweiten zeige ich, wie sie in der gesellschaftlichen Praxis wirkt. Der dritte Teil stellt sowohl methodologische Grundüberlegungen als auch konkrete Handreichungen zur Anwendung der Geschichtsarbeit als Methode vor.

---

<sup>40</sup>Vgl. Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 2013, S. 206.

<sup>41</sup>Tschiggerl/Walach/Zahlmann 2018, S. 8.

<sup>42</sup>Vgl. Cauvin 2016, S. 1.

Dabei geht es nicht „nur“ um die Präsentation einer Theorie und Methode der öffentlichen Geschichte, sondern auch darum, Wegmarken für die längst nicht abgeschlossene Sinnfindung der posthistoristischen Geschichtswissenschaft insgesamt einzuschlagen.

Im Kontakt mit dem Unbewussten wird die Erforschung der Geschichte zwangsläufig Neuland betreten. Leider sind wir Historiker als Menschen nicht vor der Angst vor dem Fremden, vor Kontrollverlust und Irrwegen gefeit. Keine dieser Erfahrungen wird uns jedoch erspart bleiben. So unangenehm das bisweilen sein mag: Eine Geschichtswissenschaft, die ihre gesellschaftliche Rolle ernst nimmt und nicht damit zufrieden ist, ihre Erkenntnisse in selbstbezüglichen Zirkeln Eingeweihter zu diskutieren, wird künftig nicht umhin kommen, sich mit den dunkleren Bereichen im historischen Unbewussten auseinanderzusetzen. Schuldgefühl, Kränkung, Scham und Ressentiment sind wesentliche Antriebe der Geschichtsarbeit. Soll die Geschichte einen positiven Beitrag für die Demokratie im 21. Jahrhundert leisten, muss sich die Wissenschaft auch dieser Gefühle annehmen.

---

# Inhaltsverzeichnis

## Teil I Theorie

<b>1 Psychoanalyse und Geschichtswissenschaft</b> . . . . .	3
<b>2 Das historische Unbewusste</b> . . . . .	23
<b>3 Das kollektive Gedächtnis als politischer Vergangenheitskonsens</b> . . . . .	39
<b>4 Revision und Geschichtsbewusstsein</b> . . . . .	53

## Teil II Praxis

<b>5 Die Geschichtsarbeit am Werk</b> . . . . .	73
5.1 Verschiebung: Opferthese und Konsensdemokratie. . . . .	78
5.2 Verdichtung: Geschichte zwischen Schuld und Scham . . . . .	102
<b>6 Gesellschaft ohne Geschichte</b> . . . . .	117
<b>7 Wir Historisten</b> . . . . .	131

## Teil III Methode

<b>8 Was tun? Plädoyer für eine Geschichte im Dienst der Gegenwart</b> . . . . .	143
<b>9 Geschichtsarbeit als Methode der öffentlichen Geschichte</b> . . . . .	157
9.1 Analyse . . . . .	164
9.2 Durcharbeiten. . . . .	171

<b>Nachwort</b> . . . . .	179
---------------------------	-----

<b>Nachweise</b> . . . . .	183
----------------------------	-----